

Kirchengebäude – eine ökumenische Herausforderung



Albert Gerhards¹

Der Schweizer Architekt Mario Botta gehört zu den prominenten zeitgenössischen Vertretern seiner Zunft, die in ihrem Werkverzeichnis auch bedeutende Kirchenbauten aufzuweisen haben, Botta unter anderem die Kathedrale von Evry oder die Chiesa Santo Volto in Turin. In einem Gesprächsband mit dem Titel „Architektur leben“ antwortete er seinem Gesprächspartner Marco Alloni auf die Frage, welche seiner Werke seiner Meinung nach am längsten Bestand haben würden: „Das ist schwer zu sagen. Ich glaube die, die besser instandgehalten werden oder vielleicht besser gebaut sind. Aber ich wünsche mir, dass unter meinen zahlreichen Werken auch ‚manches Kirchlein‘ überleben wird.“² Diese Akzentsetzung verwundert insofern, als der Architekt trotz seiner zahlreichen Sakralbauten eher nicht den klassischen Kirchenbaumeistern zuzuordnen ist. Allerdings bekennt er an gleicher Stelle, sein größter Wunsch wäre es, ein Kloster zu bauen.³ Die besondere Wertschätzung der Klosterarchitektur hat freilich etwas mit einer von Mönchen (und Nonnen) freiwillig gewählten Lebensordnung zu tun, in der die verschiedenen Lebensräume alle die gleiche Intensität aufweisen. Ein ganz ähnliches Konzept wurde schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verwirklicht, bei der Umgestaltung von Burg Rothenfels am Main für die Jugendorganisation Quickborn durch Romano Guardini und Rudolf Schwarz. Hier galten der Kapelle, dem Rittersaal als multifunktionalem Versammlungsraum sowie dem Refekto-

¹ Albert Gerhards ist Professor emeritus für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn.

² *Mario Botta: Architektur leben*. Ein Gespräch mit Marco Alloni, Bern 2012, 197.

³ Vgl. ebd., 183.

rium die gleiche planerische Sorgfalt und architektonisch-künstlerische Konsequenz, die die Burg bis heute als einen besonderen Lebensraum erfahren lassen.⁴ Das Profane und das Sakrale, Natur und Übernatur bilden in solchen Architekturgefügen eine lebensfördernde Synthese.

Die Faszination vieler erstklassiger Architekten und Künstler für sakrale Räume unabhängig von ihrer religiösen Einstellung – zu nennen wären etwa Le Corbusier, Henry Matisse, Fernand Léger oder in neuerer Zeit Richard Meyer, Sigmar Polke, Gerhard Richter und andere – hat sicherlich unterschiedliche Gründe. Ein zentraler Grund ist aber das Gespür für die Besonderheit „heiliger Orte“ im Sinne des Transzendenten, Unverfügbaren und nicht kommerziellen Zwecken Unterworfenen. „Luoghi dell'infinito“ – „Orte des Unendlichen“ heißt eine italienische Monatsschrift zu Kunst und Kultur. Mit der Erfahrung zunehmender Begrenzung der Ressourcen wächst die Sehnsucht nach Orten des Unendlichen. Man kann sie auf vielfältige Weise zu befriedigen suchen – im Heuschreckentourismus, durch die Flucht in virtuelle Räume, in Rauschzustände. Demgegenüber lassen sich aber auch Gegenbewegungen feststellen, die keineswegs auf die sogenannte Bildungsschicht begrenzt sind. Der Pendelrückschlag der Globalisierung beinhaltet nicht nur die hässlichen Seiten wie Fremdenhass und Ausgrenzung, sondern auch positive Aspekte wie die Wertschätzung des eigenen Ortes und seiner identitätsstiftenden Raummarken. Dazu gehören in Europa mit an erster Stelle sakrale Gebäude wie Kirchen, Klöster und Kapellen. Die Wertschätzung dieser Orte wird nicht nur von denen geteilt, die sowieso zur Kirche gehen oder wenigstens Kirchensteuer zahlen, sondern auch – oder sogar in besonderem Maß – von Menschen unterschiedlichster Bevölkerungsgruppen, die nicht kirchlich oder religiös gebunden sind.

In der klassischen Zuordnung gelten Kirchengebäude nach römisch-katholischem Verständnis als sakral, nach evangelischem dagegen als mehr oder weniger neutral, je nach konfessioneller Ausrichtung. Wie Klaus Raschzok in einem Band „Typisch katholisch – Typisch evangelisch“ bemerkt, nähern sich zeitgenössische katholische und evangelische Kirchenräume einander zunehmend an, wenn auch Unterschiede bleiben.⁵ Er bezieht sich allerdings mehr auf die Innengestaltung. In Bezug auf die allgemeine Wahrnehmung und Wertschätzung von Sakralgebäuden lässt sich mitunter geradezu eine gegenläufige Bewegung feststellen: Auf evan-

⁴ Vgl. *Frédéric Debuyt*: Romano Guardini. Einführung in sein liturgisches Denken, Regensburg 2009, 66–92.

⁵ Vgl. *Klaus Raschzok*: Kirchenraum; in: *Michael Meyer-Blanck/Walter Fürst* (Hg.): Typisch katholisch. Typisch evangelisch. Ein Leitfaden für die Ökumene im Alltag, Rheinbach u. a. 2006, 132.

gelischer Seite werden Kirchengebäude wieder entdeckt, geöffnet („Offene Kirchen“) und als besondere Orte vermittelt (Kirchenraumpädagogik), auf katholischer Seite werden Kirchen zunehmend verschlossen, so dass außerhalb der spärlichen Gottesdienstzeiten keine Möglichkeit zu persönlichem Gebet mehr besteht. Kerzen kann man zuweilen leichter in einer evangelischen als in einer katholischen Kirche anzünden. Die Reduktion auf die an sich vornehmste Funktion einer Kirche, nämlich Ort der sonntäglichen Gemeindeversammlung zur Eucharistie bzw. zum Hauptgottesdienst zu sein, führt unweigerlich zum Verlust des Kirchengebäudes, spätestens dann, wenn nicht einmal mehr regelmäßig eine sonntägliche Feier stattfinden kann. Hier hat – als fatale Folge missverständener Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils – eine Funktionalisierung des ursprünglichen Verständnisses des Kirchenraums stattgefunden, der einmal weite Teile des Spektrums katholischer Spiritualität abdeckte.⁶

Aus den bisherigen Überlegungen schält sich eine Grundthese heraus, die konfessionsübergreifend gilt: Bei der notwendigen Neuorganisation der Seelsorge-Räume in den Landeskirchen und Diözesen sind die sakralen Orte dann falsch platziert, wenn sie in erster Linie als schwer zu vermarktender Immobilienbestand und folglich als Hindernis einer großräumigen Neuplanung in Richtung Konzentration auf wenige Kirchenzentren angesehen werden. Richtiger wäre es, zunächst vom Bestand auszugehen und zu fragen, welche Potentiale einer neuen – womöglich völlig anderen – Präsenz vor Ort in den Gebäuden liegen, wobei hier auch neue Wege der Gebäudeunterhaltung im Sinne von Nutzungsteilung und Teilumnutzung gefunden werden müssen. Beispiele – positive wie problematische – liegen inzwischen in großer Zahl vor.⁷

Generell handelt es sich hier um ein Plädoyer, die längst in der Gesellschaft angekommene Umnutzungsdebatte in eine Nutzungsdebatte umzuwandeln, d.h. eine Bewegung weg von den Gegenständen („zu was nütze?“) hin zu den Personen („wem zu Nutzen?“) zu vollziehen.⁸ Kirchengebäude dienen nicht nur den leider meist wenigen Kirchgängern, sondern einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung als Orientierungs-

⁶ Vgl. *Albert Gerhards: Wo Gott und Welt sich begegnen. Kirchenräume verstehen*, Kevelaer 2011.

⁷ Vgl. z. B. *Wüstenrot Stiftung* (Hg.): *Kirchenräume und ihre Zukunft: Sanierung – Umbau – Umnutzung*, Ludwigsburg 2017.

⁸ Vgl. *Albert Gerhards/Kim de Wildt* (Hg.): *Der Sakrale Ort im Wandel* (Studien des Bonner Zentrums für Religion und Gesellschaft 12), Würzburg 2015; *Albert Gerhards/Kim de Wildt* (Hg.): *Wandel und Wertschätzung. Synergien für die Zukunft von Kirchenräumen* (Bild – Raum – Feier. Studien zu Kirche und Kunst 17), Regensburg 2017.

punkte, Freiräume, Räume der Alterität oder auch als architektonische und künstlerische Monumente. Sie sind, um einen Begriff des Marburger Theologen Thomas Erne aufzugreifen, „hybride Räume der Transzendenz“.⁹ Insofern sind sie nicht nur erhaltenswert, sondern sollten mit sinnvollem Inhalt gefüllt werden. Diese Aufgabe sollten die Kirchengemeinden aber nicht ohne weiteres an andere abtreten, was bislang mit teils desaströsen, mitunter allerdings auch respektablen Ergebnissen geschieht, sondern sie sollten das Heft in der Hand behalten oder, um ein anderes Bild zu verwenden, statt nur Steighügelhalter für kommerzielle Nachnutzer zu sein, lieber vorne mit am Zügel ziehen. Der Grund dafür ist einsichtig: Sakralgebäude haben einen Symbolwert, der auch über den kirchlichen Gebrauch hinaus fortbesteht. Nachnutzer wissen sich dessen wohl zu bedienen. Der immaterielle Mehrwert lässt sich mitunter in klingende Münze umwandeln. Allerdings mutiert ein irreführendes Symbol zum Diabol, wenn die Nachnutzer nicht respektvoll damit umgehen, und als letzte Konsequenz verlieren alle Kirchengebäude ihre Symbolfunktion, wenn der überwiegende Teil anderen Zwecken und anderen Herren dient. Wenn aber die Sakralgebäude als solche für viele Menschen nachweisbar einen hohen Stellenwert besitzen, ist es unsinnig, sie aufzugeben, nur weil sie für gegenwärtige Gemeindebedürfnisse nicht mehr gebraucht werden – wobei auch dies im Einzelfall zu prüfen wäre, da die Entscheidungsprozesse nicht selten über die Köpfe der unmittelbar Betroffenen hinweg laufen.

Im Folgenden soll das Argument in drei Schritten – Leerraum, Spielraum, Zwischenraum – vertieft und an einigen Beispielen konkretisiert werden.¹⁰

Leerraum

Christen brauchen keine Tempel, aber sie brauchen Versammlungsräume. Gilt aber auch der Umkehrschluss? Wenn die vorhandenen Räume nicht mehr gefüllt werden zur sonntäglichen Gottesdienstversammlung,

⁹ Vgl. *Thomas Erne*: Hybride Räume der Transzendenz. Wozu wir heute noch Kirchen brauchen. Studien zu einer postsäkularen Theorie des Kirchenbaus, Leipzig 2017; dazu *Albert Gerhards*: Transformation von Kirchenräumen – ein zukunftsweisendes Projekt für Kirche und Gesellschaft; in: *Gerhards/de Wildt*, Wandel und Wertschätzung, 13–29, bes. 17–20.

¹⁰ Die folgenden Ausführungen fußen auf einem Vortrag während der Akademie zum Aschermittwoch der Künstler im Erzbistum Köln am 14. Februar 2018 im Maternushaus in Köln.

sind sie dann obsolet, weil funktionslos? So jedenfalls werden Berechnungen nach dem Kosten-Nutzen-Modell angestellt. Gestützt wird diese „Heilsökonomie“ durch ein Liturgieverständnis, aufgrund dessen man das Gottesdienstangebot der römisch-katholischen Kirche auf die sonntägliche Eucharistiefeier reduziert und dementsprechend den Kirchenraum nur zu diesem Anlass öffnet.

Wozu Kirchenräume auch dienen können, erfährt man zuweilen aus der Literatur. Der 1951 in Köln geborene Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil lässt in seinem 2012 erschienenen, autobiographisch geprägten Buch „Das Kind, das nicht fragte“ den Protagonisten Benjamin Merz im Dom der sizilianischen Stadt Mandlica (alias Modica, Geburtsort des Dichters und Nobelpreisträgers Salvatore Quasimodo) reflektieren:

„Großer Gott! Wie oft bin ich in eine Kirche gegangen, wenn es mir schlecht ging und ich nicht wusste, wie ich mich von meinen Lähmungen befreien sollte! Der Gang in eine Kirche half mir beinahe immer, vor allem, wenn es eine alte Kirche war. Ich setze mich ins Dunkel, in eine der hintersten Reihen, und ich warte, bis mich die Jahrhunderte einholen und aufnehmen. Seit endlos erscheinender Zeit, denke ich, sind Menschen in genau diese Kirche gegangen, wenn sie nicht weiterwussten. Kirchen sind Räume, die nicht für die Starken, sondern für die Hilflosen gebaut wurden. Niederknien, den Kopf senken, ein Gebet sprechen – unabhängig davon, ob ich alles glaube und teile, was von den Priestern in einer Kirche gepredigt wird, haben solche Gesten der Hilfslosigkeit zunächst einmal etwas Beruhigendes. Mit ihnen nehme ich mich zurück und gebe mir selbst zu erkennen, dass meine Sorgen und Probleme nicht weltbewegend sind und dass ich nicht der Einzige bin, der Sorgen und Probleme hat. Und wenn dann die anderen Gläubigen kommen und sich ebenfalls hinknien und beten und wenig später in den Gesang des Priesters einstimmen, finde ich meine zuvor noch so ausgelöscht erscheinende Stimme wieder...“

Das Problem des Ethnologen Benjamin Merz sind seine vier älteren Brüder, sein Über-Ich (biographisch die früh verstorbenen Geschwister Ortheils). Ständig muss er sich mit ihnen auseinandersetzen, so auch hier:

„Dass man in einer Kirche, in der gerade kein Gottesdienst stattfindet, nicht weiß, was man tun soll, erscheint mir als ein bedrohliches Zeichen. Meine Brüder, denke ich, haben keine eigene Sprache für den Aufenthalt in einer Kirche, stattdessen schließen sie sich, ohne lange darüber nachzudenken, der Sprache der Gottesdienste und offiziellen Gebete an. Das ist, wie ich ja bereits sagte, nicht falsch und hat oft eine durchaus reinigende Wirkung. Es sollte aber nicht alles sein, nein, die Sprache der Gottesdienste und offiziellen Gebete sollte lediglich eine Vorgabe dafür sein, dass

man zu einer eigenen Sprache findet. Zu einer Glaubenssprache. Zu einer Sprache vor Gott.“¹¹

Ortheil befindet sich hier, vielleicht ohne es zu wissen, in bester Gesellschaft. Nach Benedikt von Nursia ist das ganze festgelegte Gemeinschaftsgebet von persönlichem Gebet durchsetzt, die Gebetszeiten sind von freiem Gebet umgeben,¹² d. h. bei Benedikt ist „die Idee von der Aufzupfelung des festgelegten im freien Gebet“¹³ noch geläufig. Damit aber ist der Versammlungsraum nicht nur Behältnis für soziale Interaktion, sondern Leerraum im Sinne eines Erwartungsraums möglicher Gotteserfahrung. Nicht von ungefähr hat sich für die Tagzeitenliturgie klösterlicher Gemeinschaften der Chorraum mit der freien Mitte und dem Chorgestühl durchgesetzt, der Nähe und Distanz, Gemeinschaftserfahrung und Für-sich-Sein gleichermaßen gewährt. ¹⁴

Wie in der Musik das Verstummen, die Pause, das notwendige Pendant zum Klang bildet, so bildet auch in der Liturgie die Stille den Gegenpol zu Verlautung in Wort und Gesang. Das lässt sich auch auf den Raum übertragen, der durch die Dialektik von Fülle und Leere belebt wird. Auch außerhalb des Gottesdienstes – vielleicht dann sogar noch mehr als in seinem Verlauf – können Kirchenräume Symbol Gott-menschlicher Begegnung sein. Berühmtes Beispiel ist die 1930 erbaute Fronleichnamskirche von Rudolf Schwarz in Aachen. Die Schwelle, in St. Fronleichnam durch den Altar vor der weißen Wand verkörpert, ist der Überschritt von der Welt in die Ewigkeit. Die eigentliche Schwellenüberschreitung geschieht zwar im Gebet und in der Liturgie. Bereits im Jahr 1928 schrieb Schwarz in der Zeitschrift „Schildgenossen“:

„Christus ruft in der Schöpfung den Vater an und beginnt mit ihm einen Dialog, und zwar einen schöpferischen, aus dem neue Formen entstehen, und so wird die vergängliche Form der Welt hineingezogen in den großen und geheimnisvollen Dialog von Erkenntnis und Liebe zwischen Vater und Sohn, in die Fruchtbarkeit des Heiligen Geistes.“¹⁴

¹¹ Hanns-Josef Ortheil: Das Kind, das nicht fragte, München 2014, 108–111.

¹² Vgl. Balthasar Fischer: Das Verhältnis von festgelegtem Gemeinschaftsgebet und freiem Gebet des einzelnen in der Regel des heiligen Benedikt; in: *ders.*: Frömmigkeit der Kirche. Gesammelte Studien zur christlichen Spiritualität, hg. v. Albert Gerhards und Andreas Heinz (Hereditas. Studien zur Alten Kirchengeschichte 17) Bonn 2000, 18–34.

¹³ Ebd., 24.

¹⁴ Rudolf Schwarz: Geistliche Übung. Gedanken zu einer Werklehre des Gebets; in: Die Schildgenossen 8 (1928), 23–27.

Weil die eigentliche Füllung der vom Geist Gottes geleitete gottmenschliche Dialog ist, bedarf es für den Kirchenraum der „gefüllten Leere“. Die gefüllte Leere wird aber in der Architektur der Fronleichnamskirche zum Bild, wie schon Romano Guardini erkannte: „Das ist keine Leere; das ist Stille! Und in der Stille ist Gott. Aus der Stille dieser weiten Wände kann eine Ahnung der Gegenwart Gottes hervorblühen.“¹⁵ Guardini hat den hohen künstlerischen Anspruch dieses Raums, der auch über das gottesdienstliche Geschehen hinaus wirkt, ins Wort gefasst. Noch Jahrzehnte später hat Rudolf Schwarz die Fronleichnamskirche vor allem als eine „Aussage religiöser Poesie“ verstanden wissen wollen.¹⁶

Spielraum

Vor 100 Jahren erschien Romano Guardinis berühmte Schrift „Vom Geist der Liturgie“. Dieses enthält ein Kapitel „Liturgie als Spiel“. Darin heißt es:

„Liturgie üben heißt, getragen von der Gnade, geführt von der Kirche, zu einem lebendigen Kunstwerk werden vor Gott, mit keinem andern Zweck, als eben vor Gott zu sein und zu leben; heißt, das Wort des Herrn erfüllen und ‚zu werden wie die Kinder‘; einmal verzichten auf das Erwachsensein, das überall zweckhaft handeln will, und sich entschließen, zu spielen, so wie David tat, als er vor der Arche tanzte. Freilich kann es dabei geschehen, dass allzu kluge Leute, die vor lauter Erwachsensein die Freiheit und Frische des Geistes verloren haben, dies nicht verstehen und darüber spotten. Aber auch David musste es sich gefallen lassen, dass Michol über ihn lachte.“¹⁷

Nun ging es Guardini sicher nicht darum, die Kirchen in Tanzsäle zu verwandeln, wohl aber, Liturgie und Leben aufeinander zu beziehen, wie er dies auf Burg Rothenfels in der Zeit zwischen den Weltkriegen mit Tausenden von jungen Menschen geübt hat. Der Rittersaal wurde zum *White Cube* – ein Novum in der Geschichte der Weltarchitektur. Er ermöglichte unterschiedliche Formen der Versammlung, nicht nur zur Liturgie, die hier

¹⁵ *Romano Guardini*: Die neuerbaute Fronleichnamskirche in Aachen; in: Die Schildgenossen 11 (1931), 267.

¹⁶ *Wolfgang Pehnt*: Rudolf Schwarz. Architekt einer anderen Moderne, Ostfildern-Ruit 1997, 77.

¹⁷ *Romano Guardini*: Vom Geist der Liturgie, Freiburg ²⁰1997, 66 f.

„versus populum“ gefeiert wurde. In seinem letzten Buch „Kirchenbau“ (1960) veröffentlichte Schwarz eine Reihe von Varianten (mit entsprechender Lichtschaltung der Soffitten).¹⁸ Der freie, gestaltbare Raum bot Möglichkeiten kreativer künstlerischer Entfaltung, ein „Tanzen vor Gott“.

Bei Beratungsgesprächen in Kirchengemeinden mache ich oft den Vorschlag, die Kirche erst einmal leer zu räumen: zunächst von den obligatorischen Topfpflanzen und den Relikten längst vergessener Aktionen, dann vielleicht – zumindest virtuell – von den Bänken. Der Raum wird zum Leerraum und damit zum Spielraum. Gelegentlich ermöglicht ein besonderer Anlass solche Erfahrungen, so etwa der Weltjugendtag mit dem leerge-räumten Kölner Dom. Dieser wurde schon wiederholt zum Ort spektakulärer Licht- und Toninszenierungen, so 2013 anlässlich des Nationalen Eucharistischen Kongresses: Events – nicht mehr, aber auch nicht weniger und für viele eine Ersterfahrung mit einem sakralen Raum.

Es gibt zahlreiche Kirchen, in denen sich „Spiel“ im weitesten Sinn eignet. Verschiedene Sparten lassen sich unterscheiden: Kunstkirchen, Kulturkirchen, Jugendkirchen, Citykirchen, um nur einige zu nennen. Die Frage ist, ob sie noch als „sakrale Räume“ wahrgenommen werden oder nicht. Es ist sicher riskanter, einen Kirchenraum zu öffnen, als ihn zuzuschließen. Zu nennen sind einige Beispiele aus dem Rheinland:

In Jahrzehnten ist in der Peripherie von Krefeld ein Kirchenraum gewachsen, der ein „Spielraum“ vielfältiger Begegnung ist, nicht nur zwischen Kirche und Kunst, die Kirche Pax Christi. Das Erbe von Pfarrer Karl Josef Maßen weiterzutragen ist eine große Verpflichtung, aber auch eine große Chance. Ähnliches gilt für Sankt Peter in Köln, ganz anders gelagert mit seinen wechselnden Ausstellungen. Auch dieses Projekt, nach der Ära Friedhelm Mennekes kontinuierlich weiterentwickelt, beruht wie das in Krefeld weitgehend auf ehrenamtlichem Engagement. Die 1960 von Emil Steffann und Nikolaus Rosiny erbaute Kirche St. Helena im Bonner Norden wurde im Zuge der pastoralen Neuorganisation aus der Bistumsfinanzierung genommen. Statt sie zu verkaufen, gründeten Gemeindemitglieder und andere Interessierte einen Trägerverein, der unter dem Label „Kreuzung an St. Helena“ die zahlreichen Aktivitäten koordiniert, die teils in Eigenregie, teils in Kooperation oder ganz seitens anderer Träger organisiert werden. Der im ersten Stock gelegene, nach wie vor nicht profanierte Kirchenraum brauchte baulich kaum verändert zu werden. Im Erdgeschoss

¹⁸ *Rudolf Schwarz: Kirchenbau. Welt vor der Schwelle*, Nachdruck der 1. Auflage von 1960, hg. v. *Maria Schwarz, Albert Gerhards und Josef Rüenauer*, Regensburg 2007, 40 f.

¹⁹ Siehe dazu den Beitrag in diesem Heft, 497 ff.

befindet sich ein Kapellenraum für die gottesdienstliche Nutzung.¹⁹ „Aufbruch statt Abbruch“ betitelt der damalige Stadtjugendpfarrer Dominik Meiering die Publikation über die Umwandlung von St. Johann Baptist in das Jugendpastorale Zentrum „Crux“.²⁰ Das Projekt wurde im Jahr 2017 auf dem „Convegno liturgico internazionale“ im Monastero die Bose/Piemont vorgestellt, wo das Konzept der vierfachen Zonierung des Kirchengebäudes zwischen Transformation und Identität des sakralen Raums und der dadurch gegebenen Möglichkeiten innovativer Jugendarbeit auf großes Interesse stieß.²¹ Eine internationale Tagung des Päpstlichen Kulturrats im November 2018 unter dem Thema „Wohnt Gott hier nicht mehr?“ in Rom warb auf dem Flyer gleich mit zwei Bildern von Crux.

City-Kirchen gibt es hierzulande viele und auch viele, teilweise widersprüchliche Konzepte. In Aachen hat man in der ehemaligen Franziskanerkirche eine ökumenische Citykirche eingerichtet, im Relikt des Kreuzgangs befindet sich eine Anbetungskapelle, während der Chorraum weiterhin für Gottesdienste reserviert bleibt. Ähnlich verhält es sich mit der ehemaligen Hauptpfarrkirche und jetzigen Citykirche St. Maria Himmelfahrt in Mönchengladbach, wo der Chorraum optisch durch Schiebeelemente abtrennbar ist, ohne ihn aber zu verleugnen. Hier sind die Zonierungen im Raum für die unterschiedlichen Nutzungen von Bedeutung.

Welchen Spielraum bieten aber Umnutzungen im weiteren Sinn? Mein Plädoyer lautet hier, Kirchenräume nicht zu schnell aus der Hand zu geben und stattdessen ihr diakonisches Potential zu erkunden. Wenn Kirchen mehr sind als Versammlungsräume für den sonntäglichen Gottesdienst, wenn sie darüber hinaus Leer- und Spielräume für mannigfaltige Begegnung unterschiedlichster Art und unterschiedlichster Personenkreise sind, dann haben sie eine Aufgabe auch dann, wenn sie nicht mehr regelmäßig zum Gottesdienst genutzt werden. In welche Richtung sich der Raum entwickelt, ist möglicherweise erst am Ende eines ergebnisoffenen Prozesses klar, auf den sich die Gemeinde allerdings einlassen muss. Dies scheint aber im Rahmen der derzeitigen Bemühungen um die Neuausrichtung des kirchlichen Lebens insgesamt eine Notwendigkeit zu sein. Bei der Evaluierung der bisherigen Arbeit und der Sondierung der demographischen, sozialen und sonstigen Komponenten dürfen die Sakralgebäude nicht aus-

²⁰ Vgl. *Dominik Meiering/Joachim Oepen* (Hg.): *Aufbruch statt Abbruch. Die Kirche St. Johann Baptist in Köln*, Köln 2009.

²¹ Vgl. *Albert Gerhards/Kristell Köhler*: *Spazi di ieri per liturgia di oggi. Il centro di pastorale giovanile Crux di Colonia*; in: *Goffredo Boselli* (Hg.): *Abitare celebrare trasformare. Atti del XV Convegno liturgico Internazionale, Bose Io-3 giugno 2017, Magnano 2018*, 185–197.

schließlich als kostenintensive und damit möglichst zu minimierende Faktoren betrachtet werden, sondern sind auch einmal von der anderen Seite her zu sehen als Identifikationsfaktoren nicht nur der Gemeindemitglieder, sondern weiter Teile der Gesamtbevölkerung. Dies bedeutet weiter, dass die Räume mit-zu teilen sind im doppelten Sinn: als diakonische Offerte an die Öffentlichkeit für bestimmte Anlässe, aber auch als öffentliche geschützte Räume, dann aber auch im Sinne der Kosten-Teilung hinsichtlich der Bauunterhaltung. Hierzu gibt es bereits zukunftsweisende Beispiele.²² Das kann unter Umständen auch mit einem Besitzwechsel einhergehen, entscheidend sind die Vertragsgestaltung und die bleibende Einflussnahme der Gemeinde. Aber ohne persönliches Engagement funktioniert Kirche sowieso nicht. Als jüngeres Beispiel einer Umnutzung ist eine der beiden prämierten Einsendungen des Wettbewerbs „Kirchengebäude und ihre Zukunft“ der Wüstenrot-Stiftung 2016 zu nennen.²³ Hier geht es um das „Stadtteilzentrum Q1 – Eins im Quartier. Haus für Kultur, Religion und Soziales im Westen“ in Bochum Stahlhausen (Umbau soan architekten boländer hülsmann GbR 2015). Der Bau der 1960er Jahre wurde für das neue Sozialzentrum durch einen winkelförmigen Anbau ergänzt. Der ehemalige Altarraum der Kirche bildet nun als „Raum der Stille“ das Herz der Anlage. Er wird weiterhin auch als Gottesdienstraum genutzt, der kaum veränderte ehemalige Kirchenraum dient als Gemeindesaal und Veranstaltungsraum. Die evangelische Kirchengemeinde ist nicht mehr für sich isoliert, sondern mitten im Geschehen, im Interesse, im Dazwischen-Sein.

Zwischenraum

„Die Weisheit hat ihr Haus gebaut, ihre sieben Säulen behauen. Sie hat ihr Vieh geschlachtet, ihren Wein gemischt und schon ihren Tisch gedeckt. Sie hat ihre Mägde ausgesandt und lädt ein auf der Höhe der Stadtburg: Wer unerfahren ist, kehre hier ein. Zum Unwissenden sagt sie: Kommt, esst von meinem Mahl und trinkt vom Wein, den ich mischte! Lasst ab von der Torheit, dann bleibt ihr am Leben und geht auf dem Weg der Einsicht!“ (Spr 9,1–6).

Es ist nicht unsere eigene Weisheit, die wir zu verkünden haben, sondern die Weisheit Gottes. Maria, Sitz der Weisheit, präsentiert Christus-Sophia, besonders eindrucksvoll auf dem Apsisbild der Hagia Sophia in

²² Vgl. die Fallbeispiele in den unter Anm. 8 aufgeführten Publikationen.

²³ Vgl. *Wüstenrot Stiftung* (Hg.), *Kirchenräume und ihre Zukunft*, 110–115.

Konstantinopel/Istanbul. Um der göttlichen Weisheit, dem Logos, zu begegnen, braucht es Orte und Räume der Begegnung und Bewirtung (von Leib, Geist und Seele), in die man einladen kann. Das kann in nahezu allen Lebensräumen sein, sie müssen aber in der Regel nahe bei den Menschen sein. Manche Räume sind dafür jedoch besonders privilegiert. Schon vor der Konstantinischen Wende, vor allem aber seitdem haben Christen geeignete Räume geschaffen für ihre verschiedenen Aufgaben, die Katechese, die Diakonie und die Liturgie. Kirchengebäude dienten mit ihren Nebenräumen den unterschiedlichen Zwecken, wobei die Fürsorge, etwa in Pilgerkirchen und Hospizen, an oberster Stelle stand. Wie schön wäre es, wenn Kirche und Caritas bzw. Diakonie wieder als Einheit wahrgenommen werden könnten! Ein neues Integratives Wohnprojekt im Klarissenkloster Köln-Kalk ist ein Schritt in die richtige Richtung. Ein Kirchenraum, in dem die Verbindung von Kirche und Caritas aufgrund personeller Verflechtungen immer wieder erfahrbar wird, ist die kleinste der zwölf romanischen Kirchen Kölns, St. Maria Lyskirchen.

Ein im Zusammenhang dieser Überlegungen wichtiges Kirchenjahresfest ist das Fest der Darstellung des Herrn am 2. Februar, Mariä Lichtmess. In der Ostkirche heißt das Fest Hypapante, Begegnung: die Begegnung der Repräsentanten der Gerechten Israels (Simeon und Hanna) mit dem ersehnten Messias, die Begegnung des Kindes mit dem Haus seines Vaters, die Begegnung des Alten mit dem Neuen Bund. Diese Begegnung löst weitere aus: Simeon preist Gott mit dem Lobgesang „Nunc dimittis“ und auch Hanna lobt Gott und spricht über das Kind zu allen, die auf die Erlösung Jerusalems warteten (Lk 2,38). Erich Läufer schrieb in der Kölner Kirchenzeitung vom 2. Februar 2018: „Der jüdische Tempel wird zur ersten christlichen Kathedrale.“ Dem ist insofern zuzustimmen, als man unter Kathedrale den Ort vielfältiger Begegnung einer ganzen Bürgerschaft versteht, der sie im Mittelalter bis zur Zeit der Konfessionalisierung einmal war (von der leidvollen Geschichte des Ausschlusses der jüdischen Mitbürger allerdings abgesehen!). Kirchen, vor allem, aber nicht nur die Kathedralen, waren Lebensräume zwischenmenschlicher Begegnung, nicht nur frommer Übungen, denn die Lebensvollzüge waren nicht so scharf voneinander zu trennen wie später seit der Zeit der Aufklärung.

Bekanntlich gehören Globalisierung der Orientierung und Parzellierung der Lebensbereiche zu den Signaturen unserer Zeit. Als Gegenreaktion nimmt die Suche nach Verortung, Beheimatung und Identität immer mehr zu, was sich nicht zuletzt in problematischen politischen Strömungen und gesellschaftlichen Verhaltensformen ausdrückt. Dem etwas Substantielles entgegenzusetzen, ist eine der anstehenden Aufgabe der Kirchen. Sie können dies freilich nur auf dem Weg der Beziehungsarbeit

leisten. Dies bedeutet aber, die vorhandenen Kräfte vor Ort zu sammeln und zu stärken. Hier gibt es schon seit Jahrzehnten bemerkenswerte Initiativen, die erstaunlicherweise in den östlichen Bundesländern nach der Wende ihre kräftigsten Impulse bekommen haben. Unzählige Trägervereine retten und erhalten die verwaisten Dorfkirchen in den weitgehend entchristlichten Landstrichen der Mark Brandenburg oder Mecklenburg-Vorpommerns. Die Kirchen(raum)pädagogik hat hier, im Kernland des Protestantismus, ihren Anfang genommen. Das ist längst in den alten Bundesländern angekommen. Erwähnenswert ist das ökumenische Projekt des Deutschen Liturgischen Instituts „Straße der Moderne“,²⁴ das jede Woche ein weiteres Kirchengebäude in die Homepage aufnimmt. Sind hier vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, kunsthistorische Gesichtspunkte ausschlaggebend, so geht es bei der mit öffentlichen Mitteln geförderten Kölner Initiative Pfarr-rad²⁵ um die Erkundung der Sakralbauandschaft der näheren Umgebung. Dadurch erhalten mitunter fast vergessene Landkirchen als Radwege-Kirchen eine neue Aufmerksamkeit und Sinngebung. Die Idee der Radwege-Kirchen kommt ebenfalls ursprünglich aus dem evangelischen Raum. Die Kölner Initiative Pfarr-rad ist unter anderem auch in der vom Diözesanrat der Katholiken anlässlich des Nationalen Eucharistischen Kongresses 2013 herausgegebenen Handreichung „Kirchennutzen“ vertreten.²⁶

Das Stichwort „Kirchennutzen“ führt schließlich wieder zur anfangs gestellten Frage: Vom Nutzen der Umnutzung. Wem nützt sie, abgesehen von den Investoren? Jahrzehntelange Erfahrungen mit verschiedenen Kirchenräumen, die nicht mehr (ausschließlich) für die Liturgie gebraucht werden, insbesondere auch künstlerische Projekte in solchen Räumen, sensibilisieren für die hohen Potenziale, die weitaus mehr Menschen zugutekommen könnten, als man mit den klassischen Angeboten erreicht. Kirchenräume, die nicht mehr oder nicht mehr ausschließlich für die Liturgie benötigt werden, also umgenutzte oder teilumgenutzte Kirchen, können der Sendung der Kirche möglicherweise mehr dienen als mancher Kirchenraum, der nur gelegentlich für eine Messfeier aufgesperrt wird. Voraussetzung ist allerdings ein Engagement der Gemeinde oder einer christlichen Initiative als Träger oder zumindest Mitträger eines Nutzungskonzepts, das die transzendenten Dimensionen des Raums wahrt.

²⁴ Vgl. www.strasse-der-moderne.de (aufgerufen am 15.08.2018).

²⁵ Vgl. www.pfarr-rad.de (aufgerufen am 15.08.2018).

²⁶ Vgl. www.dioezesanrat.de/publikationen/weitere-publikationen/handreichung-kirchen-nutzen.html (aufgerufen am 15.08.2018).

Die Umnutzungsdebatte macht auf eine neue Weise deutlich, dass Kirchenräume vor allem Räume der Begegnung sind im Sinne des dreifachen Hauptgebotes der Gottes-, Nächsten- und Selbstbegegnung. Die gegenwärtige Problemlage der Kirchen kann und sollte dazu anregen, aus der Not eine Tugend zu machen, die Kirchengebäude als Leer-, Spiel- und Zwischenräume neu zu entdecken und sie zu Kristallisationspunkten der pastoralen Sendungsräume zu machen. Mit einer Profanierungsfeier und einem Kaufvertrag ist die Kirche noch nicht aus dem Schneider. Gerade jetzt wäre ihr Interesse gefragt, ihr Dazwischensein im Zwischenraum von Himmel und Erde, Gott und Welt, und zwar um des Menschen willen.

2018 wurde in Locarno eine Retrospektive „Spazio Sacro“ mit der Sakralarchitektur von Mario Botta der Jahre 1966–2018 präsentiert. Im Katalog äußert sich der Architekt über den Sinn sakralen Bauens in heutiger Zeit: „Im Raum der Orte des Kultes modelliert die Wirklichkeit des Inneren ein neues Bild, eine ‚endliche‘ Bedingung für die Vollzüge des Schweigens, der Kontemplation, der Transzendenz und des Mysteriums. Durch die Definition eines endlichen architektonischen Raums wird den Nutzern gegeben, eine Bedingung des Unendlichen zu leben.“²⁷ Dass diese Erfahrungs- und Begegnungsräume auch für kommende Generationen Bestand haben, ist eine ökumenische Herausforderung.

²⁷ *Mario Botta: Dal sacro all'architettura*; in: *Mario Botta: Spazio Sacro. Architetture 1966–2018*, Pinacoteca Comunale Casa Rusca, Locarno 2018, 27 (Übersetzung: AG).